

Offener Schreibbrief von Lizzie Hansengel.



No. 110. Paar Tag zurid' hot so gleich nach Dinerzeit die Bell an die Frontdohr gerunge. Ich sin gleich hingelaufe un do hot en artig gutgudiger Schentelmann getanne. Ich hen gefragt, was ich for ihn buhn konnt un do hot er gefagt, er deht gleiche mich emal en Augeblick zu sehn. Ich hen ihn dann gefragt, inseit zu komme un jubhett, ich sin artig froh gewese, dah der Teibel gefliert war un auch das ganze Haus schon uffgestreht war. Ich hen ihn mit in den Vorlor genomme un hen genodigt, wie er sich immerall erum gedocht hot. Er hot kann e Weil von das Wetter getahlt un is dann uff e anneres Sobshett inwergewischt. Er hot mich gefragt, wie es ennihau mein Hosband gehn deht un ob ich seine Noth liebe deht, bitahs er war doch schon so lang fort; do hen ich gefagt, inidied nait, ich sin so gefidit, dah Edspenzes gar kein Differenz dehte mache; mein Hosband un mich mit hen pientie Geld an die Bant un mann mir zu fuhle dehte, dann konnte mer alle Jahr e Tripp nach Juropp mache. Do hot der Schentelmann gefagt: Wei, fell is reis, do brauche Sie sich also for Edspenzes gar nit zu bottere? Watt e bitt, hen ich gefagt, ei tell juh, es hot mich ordentlich gut gedahn, emol e wenig blohe zu konne. Well, das freut mich, hot der Schentelmann gefagt un hot in sei Knopfadet gegriffe un hot e Pehper erausgeficht, „dann konne Se schuhr genug auch diese hier Bill bezahle; ich sin namlich der Collekter for den Araderiedler; ich will Ihne amwer gleich sage, dah Se die Bill mich nit zu bezahle brauche, wenn Se nit zu fuhle. Wir gehn in den Fall an die Kohrt un der Spahz lost Ihne hochstens funfzungwangig Dahler edtra.“ Well, do hen ich amwer doch puttiniehr gefehnt! Die Bill war humnet un sinwe gehn Dahler! Un do is all den Aid sein Jonn for zu blehme! Der Collekter hot gefagt, er hatt nie nit gedent, dah die Bill zu kollektire war, amwer er hatt jetzt ausgefunne, dah ich in seine feinarischiel Zirkumstances war un do konnt er kein Niesen sehn, warum ich die Bill nit bezahle sollt. Rinner ware Kibd un se mushte ennihau e wenig Jonn hen. Well, ich hen mich ganz schredlich gefuchst un hen gefagt, befohr dah ich bezahle deht, muht ich erscht emol mein Lahjer sehn. Ahlrecht, hot er gefagt, wann die Bill nit mittin drei Dag gefestelt is, dann gehn mer an die Kohrt. Dann is er fort gange un ich hen mich gleich rettig gemacht zu mein Lahjer zu gehn, das meint zu den Webesweiler. Wie ich do hin sin komme, do hot er schon geschmeilt; er hot gefagt, er nicht for warum ich komme war, bitahs der Collekter war schon bei ihn gewese un hatt ausfinne mohte, ob er mich tenne deht un ob ich tiefpannbibel for meine Dettis war. Er hatt ihn dann alles gefagt, un was es sich drehe deht un do hatt er gefagt: „Ich will Ihne emol ebhes sage, die Lehdie bezahlt alle ihre Dettis, amwer so ebhes tann se nit bezahle, weil se sehr hart ab is. Ihr Hosband is schon for e lange Zeit zurid' fort un se weh nit, mo er is un dann hot se a ganze Latt Kibd; gewone Se liever den Rehs uff, bitahs Se konne doch nids kriegen. Damit is er ganz sattisfiet gewese un hot gefagt, ennihau muhtie er emol an die Lehdie table, bitahs er nicht doch inwer den Rehs richet.“ Well, Lizzie, do hen ich die widder emol schon eraus geriffe.“ Well, Mister Edthor, do hen ich doch puttiniehr die Hitz kriegt! Dente Se emol an, wann mer so e Kameel is un duht jedem Strehnscher, wo mer gar nit tenne duht, seine ganze feinarischiel Knabidchen verzahle! Ich hen gar nit die Noth gefahnt, den Webesweiler die Sach zu verzahle, amwer feineste hen ich's doch gethan un ich hen so schlecht gefuhlt, dah ich dabei hen greine musse, wie e Webbie. Sell hot den Webesweiler gefofft. Er hot gefagt: „Nemmer meind, Lizzie; in die erste Lein nemm emol e Kimmelmehle, das is gut for dei Noth's un dann loh mich emol die Sach in die Hand nemme. Ich tenne den Araderiedler, er duht mich auch noch Geld for Drinks ohe un ich will emol sehn, ob ich nit deine Bills mit ihn fettele tann; mehrie er is fattisfiet, wann ich ihn en Dahler oder en Dahler un e halb offerite buhn.“ Well, do is mich immer e Stein vom Herz gefalle; der Webesweiler is doch abltreit un do tann eins sage was es will. Wie ich mei Kimmelmehle gehabt hen, do sin ich fort un grab an die Ertrih hen ich den Meisterer getroffen, ho gefagt hot, er hatt en Brief for mich. Schuhr genug, der Brief is von den Philipp kriegt un so schnell wie ich gekannt hen, sin ich widder reidre zu den Webesweiler. Webesweiler, hen ich gefagt, geb mich noch e Kimmelmehle, ich sin ganz schredlich effeitet. Ich hen do owe en Brief von den Philipp kriegt un ich behre gar nit ihn uffzumache; mehrie er is doht. Du Rindvieh, hot der Webesweiler gefagt, wann er doht war, dann konnt er dich doch keinBrief

schreibe. Das is so, hen ich gefagt, o ei tell juh, der Webesweiler is en schmarter Mann, ahltreit, ahltreit. Er hot den Brief betrachd un hot gefagt: „Schiewihs, der Philipp is ja widder in die Juneit Stehts!“ Ich denke, das hot er an den Stemp gefehd. Ich hen den Brief uffgemacht un schuhr Ding, der Phil hot geschreiwne, er war in leh denn zwei Woche widder beim; for die nachste pear Dag hatt er noch importentes Biznes an Hand, dann deht er amwer heim komme un deht nie nit mehr fort gehn. Well, do hen ich mich amwer gefreut wie alles. Ut meine Sorge un mein Vatter war ver-gesse un ich hatt bis an die Sieling schumppe konne, so happpig hen ich gefuhlt. Der Webesweiler hot mich gefragt, for noch e Kimmelmehle an ihn zu gemme, amwer ich hen gefagt, noch nit for e Million. Zwei is plenty, drei is e Kraut. Mer tann auch in e Kraut Jonn hen, hot der Webesweiler gefagt un do sag ich, well, wann bu's denn gar nit annerscht duhst, dann schent mich noch ein eite. O, es geht doch nids inwer en gute Freund un sell is der Webesweiler.

Das Schloß am Mund.

Im ungarischen Nationalmuseum befindet sich seit langem eine menschliche Kinnlade, durch die zwei Schloßer durchgeschlagen sind. Bis vor Kurzem brachte man diesen Fund mit irgend einer in Vergessenheit gerathenen Schauergeschichte in Zusammenhang, und kimmerte sich nicht weiter darum; als man aber seit dem Jahre 1901 nacheinander in drei verschiedenen oberungarischen Ortshafter ahnliche Funde machte, wurde es offenbar, daß das Anhängen von Schloßern an den Mund in gewissen Fällen allgemeiner gebräuchlich war. Welche Fälle es waren, darüber geben die alten ungarischen Urkunden und Geschichtsbücher keinen Aufschluß. Am wahrheitslieblichsten ist es, daß es sich um eine Strafe handelt, die für irgend eine mit dem Munde begangene Sünde, z. B. Gotteshörung, verhängt wurde. Dieses Vergehen wurde auch in anderen Ländern ahnlich bestraft, so wurde in solchen Fällen dem Uebeltäter in Spanien die Zunge ausgeschmitten, in Frankreich die Zipse mit feurigem Eisen verbrannt, in Holland die Zunge durchstochen.

Die Strafe konnte selbständig angewandt worden sein, indem man sich mit dem Anheften der Schloßer (gewöhnlich sind es zwei) an der Kinnlade begnugte, in welchem Fall binnen weniger Tage der Tod eintreten mußte, oder man wandte das Anheften von Schloßern auf den Kinnladen als Verschärkung der Todesstrafe an, und zwar entweder vor oder nach der Hinrichtung. Die ungarischen Gesetze kennen wohl keine solche Strafvorschriften, doch ist es bekannt, daß in Wirklichkeit ahnliche Verschärfungen zur Anwendung gelangten. Die Gesetze enthielten im alten Ueberhaupt keine Verfügungen über den Vollzug der Strafen, in dieser Richtung war also nebst dem richterlichen Urtheil ausschließlich die Gewohnheit maßgebend. Die Zeit, aus der die erwähnten Kinnladen stammen, läßt sich aus der Form der Schloßer annähernd bestimmen. Die Schloßer sind nämlich frühens aus dem Ende des 13. Jahrhunderts und spätestens aus dem 16. Jahrhundert.

Grabende Krebsfe.

Gewisse Krebsformen Nordamerikas sind besonders interessant durch die Bau- und Grabarbeiten, die sie verrichten. Wohl mag die Mehrzahl der Süßwassertrebe an den Ufern ihrer Wohnquartiere kurze Gänge anlegen; besonders aber entwickelt ist dieser Instinkt bei Cambarus Diogenes und einer Reihe von anderen Spezies der nämlichen Gattung. Die Anwesenheit der genannten Formen erkennt man häufig aus der großen Anzahl von „Erdbornsteinen“, die bis 10 Zoll hoch werden und sich ausstrahlend von einem Gewässer, über mehrere Morgen Land hin vertheilen können. Diese Bauwerke besitzen eine ziemlich regelmäßige, tonische oder pyramidale Gestalt und tragen am Ende eine Öffnung, die manchmal verschlossen ist. Sie bestehen aus fest mit einander verklebten Lehmklümpchen, so daß die Außenseite etwa ruffirt erscheint. Von der Basis der Schornsteine erstreckt sich in die Erde hinein schachtelartig ein Gang, der eine erhebliche Länge aufweisen kann. Die Bauarbeiten werden meist dann ausgeführt, wenn das Wohnquartier der betreffenden Thiere eintrudet. Je weiter von dem letzteren der Krebs in die Erde grabt, desto tiefer muß er naturgemäß hinabsteigen, wenn anders er auf das Grundwasser hochen will. Oft haben diese unterirdischen Schuppentunnel mehrere Ausgänge. Stets findet sich an der tiefsten Stelle eine eisernenartige Erweiterung, in der sich der Bewohner aufhält. Der Schornsteinartige Fortsatz entsteht offenbar dadurch, daß der Erdgräber das ausgeschachtete Material so auf die einfachste Weise unterbringt. Die geschichteten eigenartigen Wohnstätten stellen offenbar ein Schutzmittel gegen die Gefahr des Vertrocknens dar. Damit steht in Einklang, daß die Mehrzahl der grabenden Spezies lediglich während der Trockenzeit das Grundwasser sich erschlekt; nur einige wenige Formen leben das ganze Jahr über in ihren Gängen.

Wer Privilegien säet, wird Revolutionen ernten.

Der Taucher.

Er versuchte ein Stück nach dem andern und erklärte schließlich, der Helm sei ihm zu klein.
„Gut“, sagte der Stadtrath, „nun lassen wir einen anderen kommen.“
Neue Sendung — neuer Versuch — neue Einwendung. ... Diesmal funktionirte die Luftpumpe nicht, wie der gute Mann behauptete.
Nun wurde gar eine neue Luftpumpe beordert — wahrhaftig sie schwebten vor nichts zurück!
Der Taucher versuchte Einwendungen zu machen, aber der Bürgermeister fing an, die Geduld zu verlieren über diese ewige Verzögerung, und die Stadt konnte es kaum noch erwarten, ihren Taucher in voller Arbeit zu sehen. ...
Endlich verbreitete sich in dem Städtchen eines guten Tages die lang-ersehnte Kunde: morgen wird er tauchen!
Am folgenden Tage drängte sich zur festgesetzten Stunde eine zahlreiche Menge um den Brunnen; für die Honorationen waren Ehrenplätze reservirt.
Die Rüstung wurde auf einem Karren herbeigebracht, und durch die Menge lief ein aufgeregtes, erwartungsvolles Gemurmel. ...
Endlich erschien der Held des Tages auf der Bildfläche, aber er schien sich der Ehre — heute die Hauptperson zu spielen — gar nicht recht bewußt zu sein, jedenfalls empfand er es als ein höchst fragwürdiges Vergnügen. Sein meistens so blühendes Gesicht war heute fahl — langsam und gedrückter Miene, kam er näher. Dann zog er unter den aufmerkamen Blicken der gespannt Menge ein Stück nach dem anderen von der Rüstung na.
Als er den Helm aufgesetzt hatte, wurde es ganz still in der Menge. ... der feierliche Moment war gekommen. Rein, doch nicht, der Mann nahm den Helm wieder ab:
„Ist schredlich heiß darunter“, sagte er mit einem tiefen Seufzer, „ich möchte wohl erst noch 'n Glas Wein trinten.“
Dienstfeurig wurde es ihm gebracht.
„Na, sind wir nun so weit?“ fragte der Bürgermeister.
„Ja, 'ne kleine Zigarette werd' ich doch wohl erst noch rauchen dürfen?“
Von allen Seiten wurde ihm das braune Kraut angeboten, und dann verhartete die Menge in stiller Sammlung und betrachtete den rauchenden Taucher.
„Ja, wird's nun halb?“ rief der Bürgermeister endlich ungeduldig.
Der Taucher ging an den Brunnen hinan, beugte sich über den Rand, schüttelte bedenklich den Kopf und sagte kleinlaut:
„Ist höllisch tief!“
„Na, das tann Ihnen doch egal sein, Sie haben Ihren Apparat.“
„Egal, egal? Ne, gar nich egal! ... Und überhaupt, in einem Brunnen arbeiten ist gar nicht die Sache eines Tauchers. ... Wir brauchen Raum, das Meer ... oder wenigstens einen Fluß.“
„Sagen Sie mal, wollen Sie uns noch lange zum Narren halten?“
„Und das Wasser ist so schmutzig.“
„Keine Filamenten weiter! ... Wol-len Sie jetzt endlich hinuntersteigen?“
„Ganz bis zum Grund?“
„Natürlich!“
„Hören Sie mal, Herr Bürgermeister.“
Aber der Bürgermeister hörte nicht, er gab vielmehr den Leuten, die Hilfe leisten sollten, einen Wint und befahl ihnen, die Stricke um die Achseln des Tauchers zu befestigen.
Der Arme hielt seinen Helm unter dem Arm und machte ein klägliches Gesicht.
Wühlisch hellte sich seine Miene auf und mit großer Selbstlosigkeit sagte er:
„Rein, wahrhaftig, ich thu's nicht. ... Ileder nehme ich meine Entlassung!“
Und damit setzte er seinen Helm zur Erde und begann seine Rüstung aus-zuziehen.
Ein allgemeiner Schrei der Entrüstung.
Der Bürgermeister brohte, die Menge schimpfte, nichts derjing. Der Taucher war nicht zu bewegen, in den Brunnen hinabzusteigen.
Auf diese Weise verlor die Stadt ihren hädtischen Taucher, aber die Rüstung blieb ihr erhalten, und weil man nicht recht wußte, was man damit anfangen sollte, wurde sie als Kuriosum dem Museum übergeben.
Sie hat ja auch allerdings ihre eigene Geschichte und ist ein werthvolles Stück; wenn man das Gehalt berechnet, welches der Taucher während acht Jahren bezog, so kostet diese Acquisition der Stadt 12,450 Mark.
Das Sprichwort „Ehrlich währt am längsten“ stammt von einem ertappten Diebe.
Preußen hat eine wasserwirtschaftliche Vorlage. Was könnte es dafür von unsern Finanzleuten alles lernen.
Die russische Feldarmee ist jetzt 200,000 Mann stark. Auf solche Weise erwirbt sich die Heeresleistung muthwillig selbst die Rückzugs- Bewegungen.
Viele halten sich für Thierfreunde, wenn sie einen gefangenen Vogel füttern.

Deutscher Lotteriekrieg.
Ein Menschenalter nach Begründung des Deutschen Reichs herrschte in Deutschland auf dem Gebiete des Lotteriewesens Zustände, die die traurigen Erinnerungen an die Zeiten des seligen Bundes-tags nachrufen. Wie einst zwischen Preußen und Anhalt oder Baden und Hessen Zollkriege bestanden, so geht jetzt Preußen im Lotteriekrieg mit Sachsen und Mecklenburg. War man früher geneigt, über diese letzten Auswüchse der deutschen Kleinstaaterei zu lächeln, so wachsen jetzt diese Dinge zu einer für das gefamte Publikum recht fühlbaren Belästigung heran.
Das Lotterierecht ist nicht auf das Reich übertragen, es ist den Einzelstaaten verblieben, diese haben zum Theil auf seine Ausübung verzichtet (ganz Süddeutschland), zum Theil haben sie einen ganz übermäßigen Gebrauch davon gemacht und durch die Lotterie ihre Finanzen auf Kosten der Nachbarn vergrößert.
Das jährliche Spielkapital der deutschen Staatslotterien beträgt:
Spielkapital Zahl der Lose Preis der Lose
Preußen 65,590,200 M. 190,000 200 M.
Sachsen 3,520,000 M. 100,000 250 M.
Sachsen-Weimarn 2,012,000 M. 100,000 108 M.
Braunschweig 3,730,000 M. 100,000 144 M.
Mecklenburg 11,412,000 M. 60,000 144 M.
Darmstadt 21,713,124 M. 111,000 144 M.
Anhalt 5,097,870 M. 50,000 Halblote 144 M.
Es leuchtet ohne weiteres ein, daß hier ein außerordentliches Mißverhältniß zur Kopfzahl der Bevölkerung besteht und daß die einzelstaatlichen Lotterien auf den Losabsatz außerhalb ihres Landes, und zwar hauptsächlich in Preußen, angewiesen sind. Von einer dieser Lotterien wurde der Absatz in Preußen auf 40,000 Lose, also auf fast die Hälfte der ganzen Lotterie geschätzt. Begreiflicher Weise kann Preußen sich diese Ausbeutung zu Gunsten der Finanzen der Bundesstaaten nicht gefallen lassen. Nachdem zunächst eine Strömung der öffentlichen Meinung auf gänzlichem Verbot der staatlichen Lotterien überwinden werden mußte, trat eine Verdoppelung der Zahl der preußischen Lotterie-Lose ein, und dann folgte ein Strafgesetz gegen das Spielen in auswärtigen Lotterien.
Für die Aufrechterhaltung der staatlichen Lotterien ist wirtschaftlich geltend zu machen, daß der Spieltrieb hier die denkbar beste und gesundeste Befriedigung findet. Würde die Lotterie weggelassen, so würde das Spielen nicht aufhören, sondern das Spiel der Ausbeutung durch weniger zuverlässige und ausländische Lotterien überantwortet werden. Dazu kommt der Charakter der Lotterie als einer freiwilligen Steuer, die zumeist von den Wohlhabenden getragen wird. Das finanzielle Ergebnis ist für Preußen ein Reinerlös von 9,1 Millionen Mark, wozu 12,8 Millionen Mark Reichsstempel hinzukommen. Für Reich und Staat würde demnach die Beilegung der preußischen Klassenlotterie einen Einnahmeausfall von fast 22 Millionen Mark jährlich bedeuten.
Die preussische Abwehrmaßregeln haben den Betrieb der kleinstaatlichen Lotterien sehr erschwert, den Absatz der Lose verhindert und dadurch den Reingewinn beeinträchtigt. Die Folge war eine Vermehrung der Loszahl in den Einzelstaaten, und deren Zusammen-schluß durch Lotterie-Verträge (Hessen, Thüringen), wobei leider auch eine Vermehrung der Lotterien stattfand (Hessen, Lübeck). Im Reichstage scheiterten unter der Hand angestellte Versuche, eine reichsgesetzliche Regelung des Lotteriewesens herbeizuführen, an der grundsätzlichen Abneigung der Süddeutschen gegen die Staatslotterien. Es war zu fürchten, daß ein Beschluß auf Aufhebung der Lotterien zu Stande kommen könnte. Als ich vor einigen Jahren in der Budgetkommission das untragliche Verhältniß zur Sprache brachte, gab der Abgeordnete Eugen Richter die Anregung, die Reichsstempel zu verdoppeln, eine Anregung, die auf der Hoffnung beruhte, die Lotterie dadurch lebensunfähig zu machen. Der Reichstag, bemüht, die Mittel für die Flottenvorlage aufzubringen, gab dieser Anregung sofort Folge; die Stempelabgabe für Lotterielose wurde auf 20 v. H. erhöht, im Reichsetat für 1904 ist an Lotteriestempel angelegt: von Staatslotterien 39,554,000 Mark, von Privatlotterien 4,704,000 Mark, zusammen 44,058,000 Mark. Der Abg. Richter hat nach der Verdoppelung der Lotterieabgabe nicht nur nicht seinen Zweck verfehlt, sondern auch der Lotteriereinnahme eine solche finanzielle Bedeutung für das Reich gegeben, daß an die Beilegung der Lotterie hier praktisch nicht mehr zu denken ist. Durch einen von mir gestellten, von der Budgetkommission angenommenen Antrag werden künftig die Reichsstempelabgaben (also auch der Lotteriestempel) neben der Brantweinsteuer zu den Uebereinkünften des Reichs an die Bundesstaaten gehören, so daß die Bundesstaaten hieran ein besonderes Interesse behalten.
Wenn aber das Reich so hohe und für die Reichsfinanzen so wichtige Einnahmen von den Lotterien bezieht, so hat es auch die Verpflichtung, für eine reichsgesetzliche Regelung des Lotteriewesens zu sorgen und dem Lotteriekrieg zwischen den Bundesstaaten ein Ende zu machen.
Es gab eine Zeit, wo die Kleinstaat-Notenbanken mit dem Recht unbeschränkter Notenausgaben begrün-

den — die „wilden Scheine“ der Bundesstaatlichen Vergangenheit — das Reich machte durch Ordnung des Banknotensystems diesem Unfug ein Ende. Sollte es nicht auch bei den Lotterien unmöglich sein, ähnlich zu verfahren? Zuerst Verbot der Neubeschaffungen der Lotterien und der Ausbeutung der bestehenden, sodann Schaffung einer Reichslotterie unter Aufnahme der Landeslotterien gegen billige Entschädigung, endlich scharfe Sondermaßregeln gegen Staaten, die ihre Landeslotterien einseitig auf-rechterhalten.
Auch in Süddeutschland ist ein Umschwung der öffentlichen Meinung im Werden. Süddeutschland würde finanziell den größten Vortheil von der Reichslotterie haben, weil es die Staatslotterien gänzlich entbehrt. Die Lotteriestaaten aber müssen heute so hohe und steigende Untkosten für den Absatz ihrer Lose tragen, daß ihr Reingewinn bei einer billigen Abfindung durch das Reich ihren Antheil an der Reichslotterie nicht wesentlich übersteigen dürfte. Bei Preußen ist das sicher der Fall.
Der jetzige Zustand des Lotterietrieges ist dem Deutschen Reich völlig unwürdig. Wie man sich die Unterthanen zu fremden Kriegsdiensten verkauft hat, so begiebt man jetzt durch Staatsverträge das Recht, die Unterthanen für eine bestimmte Lotterie auszubeten. Man verbietet unter Strafe — jetzt nicht nur in Preußen, sondern auch in Sachsen — das Spielen in „auswärtigen“, d. h. anderen deutschen Lotterien. Preußen will dieses Spielverbot jetzt verschärfen. Es ist das eine Maßregel der Nothwehr; aber dem Reichsbewußtsein des Volkes widerspricht diese Lotterie-Straf-gesetzgebung durchaus. Kein Preuße begreift, daß Sachsen oder Hessen „Ausland“ ist und daß er eine verbotene und strafbare Handlung begeht, wenn er ein Loos kauft, das das Reich gestempelt und wovon das Reich Einnahmen bezieht. Dieser Widerspruch zwischen der Staatsräson und dem Reichsbewußtsein muß beseitigt werden. Das einfachste, beste, allen Interessen am gleichmäßigsten entsprechende Auswärtigkeit ist die Reichslotterie. Bis dies erreicht ist — eine Anregung nach dieser Richtung hin gebe ich in der Budgetkommission des Reichstags zu geben — muß Preußen so scharf wie möglich gegen die einzelstaatlichen Lotterien vorgehen. Je schwerer den Einzelstaaten die Aufrechterhaltung und Ausbeutung ihrer Landeslotterien gemacht wird, je mehr der Reinertrag durch Erschwerung des Loos-Abfahes sich vermindert, um so leichter wird eine Einigung über eine Lotteriegemeinschaft sich herstellen lassen, die eine Reichslotterie einbahnen — aber auch überflüssig machen kann. Die große Wichtigkeit der preussischen Lotterieverwaltung in den letzten Jahren ist deshalb freudig zu begrüßen. Die Reform des Spielplans und die Verschärfung des preussischen Lotterie-Strafgesetzes werden der preussischen Regierung den Weg erleichtern, der zur Herstellung des Lotteriefriedens führt. Ein reichhaltiges Material, das nun zur Hand ist, beweist, daß die jetzige Art des Loosbetriebs für die einzelstaatlichen Lotterien um so unwürdiger ist, daß die Bundesregierungen auch nach dieser Richtung Bedenken tragen müssen, billigen Vergleichsvorschlägen gegenüber sich ablehnend zu verhalten. Die öffentliche Meinung könnte sonst bei der Unertlichkeit des jetzigen Lotterietrieges die Durchföhrung der Reichslotterie erzwingen, und dann würden finanzielle die Bedingungen vielleicht weniger günstig ausfallen, als jetzt bei einer freiwilligen Angliederung an Preußen.
Dr. Otto Arendt.

Blaues Blut des Adels.
Von dem „blauen Blut“ des Adels wird viel gesprochen. Wenn man durch die zartere weisse Haut der „Edelsten der Ration“ die Blutadern deutlicher blau durchschimmern sieht, als durch die dicke Epidermis der Proletarier, so bedeutet die Uebertragung dieser Sinneswahrnehmung auf die wirkliche Farbe des Blutes eine Täuschung des Urtheils. Das Blut, welches wir durch die Haut in den dicht unter der Haut liegenden Blutadern (Hautvenen) sehen, ist dunkler als das mehr scharlachrote Schlagader- (Arterien-) Blut. Nach Abgabe des Sauerstoffes an die Gewebe ist das Blutadern- (Venen-) Blut gewissermaßen verdoht und wenig geeignet, eine Norm für die Farbe des „ganz besonderen Lebens-saftes“, des Blutes, abzugeben. Je weniger Sauerstoff das Blut enthält, um so weniger roth, mehr schwärzlich wird es. Blaues Blut kommt beim Menschen überhaupt nicht vor, wohl aber findet es sich in der Natur bei Schnecken und Krebsen, Krabben und Tintenfischen. Schon 1848 entdeckte Harleß, daß dieses blaue Blut höchstens Spuren von Eisen, dagegen stets Kupfer enthält. Wissenschaftlich führt dieser blaue Blutstoff den Namen Haemoxyrin. Die blaue Farbe ist auch hier nur vorhanden, so lange das Blut mit Sauerstoff gesättigt ist. Woher die genannten Thiere das für Bildung ihres Blutstoffes erforderliche Kupfer entnehmen, ist noch völlig räthselhaft.
Wilen wird es später zum Unglück, daß sie das Gift zu früh kennen lernten.